

Maskulinität in der Polizei: Was *Cop Culture* mit Männlichkeit zu tun hat.

Ein Essay

Rafael Behr

Immer wieder wird die Polizei von kleinen und größeren Skandalen getroffen, die mit dem Fehlgebrauch ihrer rechtlich zugestandenen Gewalt zu tun haben. Es werden Menschen physisch verletzt oder getötet, sie werden ihrer Freiheit oder ihrer Würde beraubt, sie bekommen von Polizisten im konkreten Fall nicht den Service, den die Polizei im Allgemeinen verspricht etc. Fast immer sind *Männer* für das Fehlverhalten verantwortlich. Berichte über sog. „Widerstandsbeamte“¹ gibt es innerhalb der Polizei zuhauf, solche über *Widerstandsbeamtinnen* fehlen bislang. Nach immerhin fast 37 Jahren Frauen in der Polizei ist das eine erstaunliche Tatsache.² Wann immer wir von Gewaltexzessen oder anderem Fehlgebrauch der Macht hören, hat das mit Männlichkeitsnormen zu tun: Überlegenheitsgesten, Dominanz gegenüber einem *Gegner*, Rigidität, Produktion von Siegern und Verlierern, allen gemein ist das Hineintreiben in bi-polare Positionen. Oft geht es auch um Autoritätserhalt (vgl. Alpert/Dunham 2004) oder Wiederherstellung von Autorität. Das scheint vornehmlich sozial konstruiert und kulturell verfestigt zu sein. Auch die Herausbildung *polizeilicher Maskulinität*, so wird hier argumentiert, geschieht innerhalb einer kulturellen Rahmung von *Cop Culture* (vgl. Behr 2008).³

Eine polizeispezifische *männliche Identität* (vgl. Erikson 2003) entwickelt sich mindestens auch im sozialen Nahraum und in der ihn umgebenden *polizeilichen Subkultur*. Subkulturelle Zusammenschlüsse sind Sicherungssysteme zur Vermeidung von Kontingenz und Isolation. Positiv ausgedrückt sind sie dazu da, um ein Leben mit einer klaren moralischen Orientierung zu ermöglichen, und das in einer Welt, die diese Sicherheit verweigert, und die stattdessen von den Polizist_innen die Kompetenz zur „Ambiguitätstoleranz“ erwar-

-
- 1 Dieser Begriff existiert offiziell überhaupt nicht. Trotzdem kennt jede_r Polizist_in Kollegen, die durch die Art und Weise ihres Auftretens Gewalthandlungen beim Klienten/bei der Klientin provozieren bzw die eigene Gewalttätigkeit als Reaktion auf eine ihnen vermeintlich entgegengebrachte Gewalt kaschieren. „Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte“ wiederum ist ein Straftatbestand (§ 113 StGB) und wird äußerst sensibel von der Polizei registriert.
 - 2 Anmerkung der Gastherausgeber_innen: Der vorliegende Essay basiert auf Forschungen des Autors zur Situation in Deutschland. In Österreich wurden im Jahr 1967 die ersten weiblichen „Politessen“, va zur Parkraumüberwachung, eingestellt. Erst im Jahr 1991 wurden die ersten Frauen zum regulären Polizeidienst in Österreich zugelassen.
 - 3 Mit *Cop Culture* ist die Berufskultur derjenigen Polizistinnen und Polizisten gemeint, die an der Basis der Organisation arbeiten. Weitere Ausführungen zur Begrifflichkeit unten, vgl auch die diesbzgl Forschungsarbeiten des Autors, Behr 2016; 2015; 2010a; 2010b; 2009).

tet. Subkultur – insb Cop Culture – ist kein von vorn herein deviantes Deutungssystem, aber sie trägt in der Regel eine widerständige Komponente in sich. Cop Culture ist auch kein vorrangig emotionales Beziehungssystem, es basiert nicht auf Liebe oder Sympathie, sondern eher auf Kalkül und Reziprozität. Die Gefahrengemeinschaft der Polizei ist immer auch eine *Schicksalsgemeinschaft*. Im Unterschied zur managerialen Sicht auf Organisationen erlebt der/die an der Lebenswelt Polizei Interessierte zwei für die Polizei spezifische Durchbrechungsmodalitäten der Alltagsroutinen: 1. *Jederzeit kann etwas Großes passieren* und 2. *Wenn etwas wirklich Großes passiert, ist man in der Regel damit überfordert*. Das Harmoniebedürfnis unter Polizist_innen ist nicht nur ein *Heile-Welt-Spiel*, sondern auch Ausdruck für den Versuch, die Erwartung einer psychischen Überforderung in Ausnahmeeinsätzen zu mindern. Damit wird natürlich auch die Angst vor den Folgen einer solchen Situation bearbeitet. Es ist also die Kontingenz, der Zufall, die Nicht-Kalkulierbarkeit, die radikale Offenheit der Entwicklung einer Situation, die Polizist_innen aus dem Alltagshandeln ausblenden (müssen), um überhaupt handlungsfähig zu bleiben. Die Angst vor der drohenden Unbeherrschbarkeit einer Situation trifft offenbar Männer intensiver als Frauen, denn Männer lassen sich von den Angeboten von *Cop Culture* stärker affizieren als ihre weiblichen Kolleginnen. Diese sind zwar durchaus in Cop Culture zu integrieren, sie betätigen sich aber nach meiner Beobachtung weniger intensiv an deren Perpetuierung. Doch beide leisten, psychisch gesehen, permanent Verdrängungsarbeit, indem sie nicht nur ausblenden, dass sie jederzeit in eine Situation geraten können, die sie nicht souverän lösen, sondern auch, dass in mannigfaltiger Weise Gefahr laufen *beschädigt* zu werden. Das kann physische oder psychische Folgen haben, also vom psychischen Trauma, der körperlichen Verletzung bis zum Tod. Man kann aber auch in moralische Dilemmata geraten, die Spuren hinterlassen ohne dass sie an Medizin oder Therapie überwiesen werden könnten. Ich meine damit zB den Umgang mit den Schuldgefühlen nach einer exzessiven Gewaltanwendung. Die soziale Seite dieses zunächst psychischen Dilemmas besteht darin, dass es Rituale, Traditionen und andere subkulturelle Angebote zum Umgang mit diesen Situationen gibt. Die Verarbeitungsangebote variieren, je nach Zugehörigkeit bzw Zuordnung zu einer der bestehenden Kulturebenen in der Polizei.

1. Cop Culture als kulturelle Rahmung einer maskulinen Gefahrengemeinschaft

Cop Culture ist nach wie vor androzentrisch. Sie wird von Männern und Männlichkeit geprägt, aber nicht monopolisiert. Frauen haben darin einen Platz und können sich in ihr bewegen, aber sie gestalten sie nicht aktiv mit oder um. In ihr geht es oft um Rivalität bis hin zum Kampf unter Männern auf unterschiedlichen Seiten des Rechts (Sieg und Niederlage, Dominanz und Unterwerfung, vgl Kersten 1997, 1997a) oder um das Zurückdrängen offener Rivalität im inneren Gefüge der Polizei durch Hierarchien, Befehl und Gehorsam etc (Steinert 1997). Cop Culture sorgt insofern deutlicher für Klarheit, wer welche Position im Interaktionsgeschehen inne hat – Ambiguität ist hier nicht ge-

fragt. Im Zentrum der Cop Culture ist der Bürger nicht Kunde, sondern Herrschaftsunterworfener. Und der Polizist ist nicht Dienstleister, sondern Vertreter der Staatsmacht. Cop Culture wird in Reinform nur von Minderheiten gepflegt, sie wirkt aber als Identifizierungsangebot durchaus hegemonial. Die Suche nach einer heilen Welt hängt essenziell mit dem Aufgabenspektrum der Polizei zusammen: Es ist gekennzeichnet durch Unordnung, Misstrauen, Widersprüche, Kampf und Konflikt. Das kann man auf Dauer offenbar nur ertragen, wenn man sich im Innern eine Vorstellung einer guten Ordnung (*policey*) erhält, die nicht weiter hinterfragt werden muss, sondern die Menschen mit Sicherheiten versorgt, die sie sonst nicht vorfinden. Dazu gehört natürlich das persönliche moralische Gerüst (Gewissen) und die eigene Moralität, es gehört aber auch die direkte Umgebung dazu, die als normenverdeutlichende Peer-Group Sicherheit schafft. In der Polizistenkultur lernt man, dass man zu den Guten gehört, man lernt das Zusammenhalten, das füreinander Einstehen. Man lernt die unbedingte Solidarität im Einsatz und Zurückhaltung gegenüber der Außenwelt. Man lernt auch, dass Loyalität gegenüber den Kollegen und Vorgesetzten zur „*conditio sine qua non*“ der Alltagsarbeit gehört. Aber man lernt wenig bis nichts über die Modalitäten und Grenzen der Solidarität. Darin liegt die Gefahr des moralischen Scheiterns, denn es kann sein, dass man plötzlich nicht mehr zu den „Guten“ gehört, sondern im Bewusstsein, auf der richtigen Seite zu stehen, schon längst moralisch und rechtlich in der delinquenten Zone angekommen ist. Dies ist besonders beim sog Gewaltexzess so, also bei einer an sich rechtlich und ethisch legitimen Gewalthandlung (zB eine Festnahme), die im Verlauf der Interaktion aber entgleitet und man sehr viel mehr Gewalt anwendet als nötig gewesen wäre (zB als *Bestrafung an Ort und Stelle*). Warum trotzdem gern von der *unbedingten Solidarität* unter Polizisten gesprochen wird, hängt mit Maskulinität zusammen, und zwar mit einer polizeispezifischen Ausprägung des Wertes eines Versprechens. Hier geht es um Treue, um Verlässlichkeit, um eine Tugend des Worthaltens. Diese Tugenden setzen die Bereitschaft zur Riskanz (der eigenen Gesundheit, des Lebens, der Moralität) voraus. Idealtypisch wird dies bedient durch die Figur des (tapferen) Kriegers. Seine polizeispezifische Figuration soll nun beschrieben werden.

2. Der „Krieger“ als hegemoniale Figur der Polizistenkultur

Das deutungsmächtigste Männlichkeitsmodell (Connell 2015) der Polizei ist nach wie vor die Krieger-Männlichkeit.⁴ Sie stellt in den Mittelpunkt ihrer Identität die Konfron-

4 Möglicherweise ist im polizeilichen Alltag der Ausdruck „Bezwingermännlichkeit“ zutreffender. Denn es geht ihr sehr deutlich um Dominanz und Unterwerfung, nicht um Interessenausgleich und Gesichtswahrung. Gerade in jüngster Zeit ist die Bezeichnung „Krieger“ aber wieder zielführender geworden. Denn in der Tat befindet sich die Polizei zunehmend in einem Prozess der mindestens rhetorischen Kriegsführung, zB gegen Terrorismus. Im Unterschied zum sog *Crime-fighter* ist die Kategorie der Krieger-Männlichkeit geprägt durch die *Zurverfügungstellung des Körpers für den Kampf*. Krieger sind nicht in erster Linie Kopfarbeiter, *Crime fighter* können es mindestens sein. Zur Bedeutung des Körpers in der Kommunikation mit dem Klientel vgl Sytschjow (2016).

tation, auch und besonders die physische. Allerdings nicht voraussetzungslos, sondern eingerahmt in eine die Staatsgewalt (potestas) legitimierende Sinnkonstruktion. Die damit verbundenen Konnotationen beziehen sich nur in geringem Ausmaß auf die realen Tätigkeiten, in weit größerem Umfang dagegen auf die Imagination und medialen Konstruktionen, die zB mit dem Begriff Verbrechens- oder Terrorismusbekämpfung assoziiert werden. Seit Neuestem repräsentieren in Deutschland die Angehörigen der polizeilichen Sondereinheit für Terrorismusbekämpfung „BFE+“ diesen Typus.⁵ Mit ihnen benennen Polizist_innen ihre Vorstellungen einer Polizeiarbeit, in der es weder um Herstellung von Ruhe und Ordnung noch um die von Manning (1997, S. 296) als „cops and robber game“ bezeichneten Tätigkeiten im Kriminaldienst geht. Sondern hier wird vermittels einer martialischen Ausrüstung ein Auftrag erledigt, der in der Ausschaltung von *Feinden des Friedens und der Demokratie* besteht. Nicht Ermittlungsarbeit steht hier an, auch kein Interessenausgleich, sondern der unmittelbare *Kampf gegen das Böse*⁶. Diese Spirale der Aufrüstung gegen einen als waffentechnisch überlegenen und als skrupellos konzipierten Gegner führt innerpolizeilich zu einem Klima der binären „Freund – Feind“-Figuration. In ihm hat die Krieger-Männlichkeit ihren angestammten Platz. Ihre Dominanz besteht darin, dass sie – obwohl gar nicht von den meisten Angehörigen der Polizei praktiziert – die Polizei jederzeit prägen kann. Wie man beim G20-Gipfel in Hamburg im Juli 2017 beobachten konnte, ist es durchaus situationsabhängig, ob die Organisation ihre kriegerische oder die bürgerfreundliche Seite zeigt. Die kriegerische Mentalität durchdringt die Diskurse um Polizei und die mit ihrem Handeln verbundenen Bilder, die in den zahlreichen Geschichten und Polizeimythen auftauchen. Sie kann jederzeit als wirkungsmächtig aktiviert und legitimiert werden, und zwar besonders bei polizeilichen Großereignissen.⁷ Dass dieser Wechsel so schnell funktionieren kann, hat auch damit zu tun, dass sich bundesweit Männer (und wenige Frauen) für diese Einsätze bereithalten. Und das geht meines Erachtens nur in einer Kultur, in der das kriegerische Männlichkeitsideal jederzeit aktivierbar ist, auch wenn es sich nicht täglich zeigt. Dass nunmehr die Polizei zunehmend mit militärischen Waffen und Geräten ausgerüstet werden, um gegen den IS-Terrorismus und andere Gefahren für die Zivilisation zu kämpfen, führt

5 Eine Google-Bildersuche nach „BFE+“ bietet eine eindrucksvolle Ikonographie des kriegerischen Polizisten. Zur Beschreibung dieser Einheit vgl <https://de.wikipedia.org/wiki/BFE%2B> (25.09.17).

6 Daniela Hunold (2015) hat sehr schön gezeigt, dass Polizisten in ihrem angestammten Einsatzgebiet (Revier) sehr wohl differenziert mit ihrem Klientel umgehen, weil dort so viel Diversität herrscht, dass eine bloße eindimensionale Zuschreibung von Devianz zu einzelnen Personen oder Gruppen (zB Migranten) gar keinen Erfolg nach sich ziehen würde. Hingegen sind Diskriminierung oder „Racial Profiling“ besonders dort zu beobachten, wo Polizeibeamte und –beamtinnen wenig über ihr Klientel wissen und deshalb auf „Gut-Böse“-Schablonen zurückgreifen (mehr zum Thema Diskriminierung und „racial profiling“ in Behr 2016).

7 So demonstrierte die (bayerische) Polizei während des Amok-Geschehens in München am 22.07.2016 sehr eindrucksvoll, zu welcher Aufrüstung sie innerhalb kürzester Zeit fähig ist, wenn es die Lage erfordert. Bis hin zur Anforderung der österreichischen Spezialeinheit „Cobra“ und der Alarmierung der Feldjäger der Bundeswehr wurden zahlreiche „robuste“ Kräfte eingesetzt, was nicht ohne vorbereitete Planungsdaten möglich gewesen wäre. Vgl ua https://de.wikipedia.org/wiki/Amoklauf_in_München (13.11.16) insb Fußnoten 50-58.

direkt in eine quasi militärische Strukturlogik der Polizei. In ihr gewinnt die kriegerische Mentalität zunehmend an Bedeutung und va an Wertschätzung.

3. Gewaltfähigkeit ist die Bedingung – Gewaltaffinität die Gefahr im Polizeidienst

Die kulturelle Dominanz der Krieger-Männlichkeit ist nicht unumstößlich, immerhin konkurrieren mindestens die Schutz-Männlichkeiten⁸ und auch die eher bürokratischen Männlichkeiten in der Polizei mit ihr. Die Krieger-Männlichkeit dürfte aber weiterhin als das kulturelle Leitbild innerhalb der Cop Culture anzusehen sein. Sie passt sich der gesellschaftlichen Entwicklung durchaus an, vollzieht einen Formenwandel, repräsentiert aber im Gefüge der Polizei weiterhin die militärisch-kriegerische Position (biographisch ist es übrigens ganz oft so, dass aus „abgekühlten Kriegern“ gute Schutzmänner werden). Die Kampfbereitschaft des Kriegers ist nicht Selbstzweck (sonst wäre er Schläger oder Bandenmitglied oder eben bezahlter Kämpfer), sondern folgt einem höheren Sinn. Der speist sich aus der Überzeugung, mit ihrem Einsatz andere Menschen (uU die ganze Gesellschaft) vor einer Gefahr zu bewahren oder sie aus ihr zu retten. Mithin knüpft der Krieger identifikatorisch durchaus an einzelne Primärtugenden (Mut, Tapferkeit) an, seine praktische Aktivierung orientiert sich aber sehr viel mehr an den sog. Sekundärtugenden (besonders an Attributen wie Disziplin, Pflichtbewusstsein, Zuverlässigkeit, Treue und Gehorsam).

Die Krieger-Männlichkeit ist eine gewaltfähige, manchmal auch gewaltaffine Männlichkeit. Sie verbindet Recht mit Macht und nutzt beides, um die eigenen Interessen durchzusetzen. Recht ist die notwendige Ermöglichung für das eigene (polizeiliche) Handeln, nicht dessen Begrenzung (wie es die Jurist_innen sehen und wie es in der Theorie gelehrt wird). Die Krieger-Männlichkeit benutzt Sprache nicht als Chance zur Verhinderung von Gewalt, sondern als notwendiges Übel (in der Regel muss man eine Maßnahme mündlich androhen, bevor man sie vollzieht). Das Verhältnis zur Klientel ist deutlich macht- und dominanzorientiert. An „Normalbürger_innen“ hat die Krieger-Männlichkeit wenig Interesse, sie bevorzugt Einsätze, bei denen die Fronten relativ klar sind. Diese Haltung führt zu einer Polarisierung in klare Freund-Feind-Konstellationen. Dann muss der Krieger nicht mehr abwägen, aushandeln, hin- und herwenden, sondern kann Befehle ausführen bzw einmal gefasste Entschlüsse durchziehen. Es ist die binäre Logik, die den Krieger effizient und effektiv sein lässt. Allerdings nur in ihrem eng gesteckten taktischen Rahmen. Dies steht in diametralem Gegensatz zu den vielen sonstigen Anforderungen an Polizei, die sehr viel mit Ambiguität und der Toleranz ihr gegenüber zu tun haben. Der Krieger ist bereit, körperlich Gewalt in einem Umfang und Ausmaß auszuüben, das

8 An anderer Stelle (vgl ua Behr 2008, S 123-134) habe ich der Kriegermännlichkeit noch den Typus des *Schutzmanns* gegenübergestellt. Er verkörpert die konservativen Werte des Erhalts einer gemeindlichen Ordnung und steht vor der Aufgabe, die bürokratischen Vorgaben zu beachten. Neben der aktiven Form des Schützens, so eine zweite Lesart, lebt dieser Männlichkeitstypus selbst im Schutz der Normalität.

es anderen Kollegen in anderen Rollen ermöglicht, sich als die guten (gewaltfreien) Polizist_innen zu zeigen. Er weiß, dass er für die Vorgesetzten die Kohlen aus dem Feuer holt, für sie die unangenehme Arbeit macht. Er erwartet dafür keine Dankbarkeit, sondern allenfalls Respekt. Die Legitimation seiner Gewaltfähigkeit als sozial notwendig hilft ihm bei der Identitätsarbeit.

Bis zu einem bestimmten Grad müssen Polizist_innen Beschädigungsroutinen entwickeln, genauso wie sie Praktiken der Vermeidung von Eskalationen lernen müssen. Im Handlungskontext des Kriegers geht es aber nicht um die Begrenzung des Risikos, sondern um die Überwindung von psychischen Barrieren. Sein Augen-zu-und-durch-Denken steht für einen Aktionismus, der häufig Nebeneffekte produziert, mit denen man später leben muss und die manchmal auch für Übergriffe verantwortlich sind. Diese Nebeneffekte sind in der Polizeiführung und in der Polizeikultur unerwünscht, manchmal sind sie nur peinlich, oft aber auch skandalträchtig.

Erst die Kontextrahmung macht aus der Gewalttätigkeit des Kriegers den juristischen unmittelbaren Zwang, während die Gewalttätigkeit des Gegners Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte oder Körperverletzung ist. Darin liegt der Unterschied zwischen „potestas“ (Staatsgewalt) und „violentia“ (schädigende Individualgewalt).

Die polizeilichen *Krieger* müssen sich einen wesentlichen Bestandteil ihrer beruflichen Identität durch Selbst-Heroisierung im Rahmen der subkulturellen Alltagsgeschichten aneignen, aber auch durch ausgeliehene Macht, die nicht von den offiziellen Leitbildern, sondern ua von Leitfiguren aus Action-Filmen stammt.

4. Disziplin und autoritärer Gewaltanspruch

Der junge Krieger identifiziert sich oft mit der Figur des starken Staates. Die Autorität, die er in den Gesetzestexten findet, die er auch anzuerkennen lernt, ist keine personale, sondern bezieht sich auf das Gesetz. Es repräsentiert Vernunft und Legitimität. Dass er damit in Situationen gerät, die per Gesetz allein nicht mehr zu bewältigen sind, hat er sich zwar kognitiv angeeignet, aber nicht internalisiert, sonst würde er möglicherweise behutsamer agieren. Komplettiert wird die „Selbst-Bestärkung“ durch die Vielzahl von kollektiven Erzählungen und die Bilder rund um rituelle „Kampf-Gelegenheiten“. Sie gehören zum Fundus für die Identifikation der Kriegerpolizisten. Ungezählte Mythen und Stories handeln von dem Durchleben von Gefahrensituationen, von der eigenen Überlegenheit in einer bedrohlichen Situation und von vielen anderen Episoden aus dem Leben in einer „Gefahrgemeinschaft“. Denn das ist das Alleinstellungsmerkmal von Cop Culture: Die exklusive Verfügung über ein Arsenal von realen und berichteten Erlebnissen, die er sich fraglos nur in der Gruppe anderer Krieger identifikatorisch aneignen kann. Dort geht es um Affirmation und Solidarität, um gemeinschaftsstiftende Rituale, nicht um Kritik und auch nicht um Reflexivität. Deshalb halte ich auch nichts von der Metapher des „Korpsgeistes“ in der Polizei. Denn dieser Rahmen wäre zu groß. Es

gibt das „Korps“ nicht. Es gibt aber den sozialen Nahraum, der Kohäsion und Identifikation ermöglicht, voraussetzt und manchmal auch ausnutzt. Dann entstehen Abhängigkeiten, und vieles wird dann gegenüber der Außenwelt verschwiegen, weil man selbst erpressbar geworden ist.

In einiger Hinsicht kann man fast von einem symbiotischen Verhältnis zwischen aggressiven Männlichkeiten auf beiden Seiten des Rechts sprechen (was insb bei der sog Event-Gewalt, zB iZm Fußball, eine Rolle spielen dürfte). Oft ist es ein Zusammentreffen aggressiver Männlichkeiten, die vielleicht mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes haben, und die, nur durch den normativen Kontext unterschieden, auf zwei verschiedenen Seiten ein und desselben Handlungszusammenhangs stehen, dabei um ihre Ehre kämpfen und beide ihre Körper bzw ihre Gesundheit riskieren. Beide befinden sich im Normenzusammenhang von Männlichkeitsinszenierung (Meuser 1999).

Der Krieger-Männlichkeit muss man die Lust am Kampf nicht mit bürokratischen Mitteln beibringen, sie ist bereits motiviert. Was durch die Organisation aber geleistet werden muss, ist die Disziplinierung der Krieger, insb ihre Verpflichtung auf normative Bindungen (Gesetze) und die Motivation derjenigen Polizisten (und hier auch: der Polizistinnen), die wenig oder keine Lust zum Kampf haben. Polizist_innen üben Gewalt aus, weil sie sollen, nicht, weil sie wollen. Diesen Grundsatz des staatlichen Gewaltmonopols kann man heute so übersetzen, dass man in der Regel den jungen Leuten in der polizeilichen Berufsausbildung das Gewalthandeln erst beibringen muss, weil sie es regelmäßig in der Alltagssozialisation nicht praktiziert haben. Die Kriegermännlichkeit lernt dieses Gewalthandeln entweder besonders schnell und gut oder sie bringt schon Erfahrungen aus diesem Kontext mit, die sie nun berufsadäquat umsetzen kann.

Die Krieger ermöglichen durch ihre Bereitschaft zu Disziplin und Gehorsam (die sie noch verbinden mit der Suche nach dem persönlichen Erlebnis), dass sich die Vorgesetzten auf ihre eingeübten Konfliktstrategien verlassen können, die mehr oder weniger polarisierend sind. Nach ihrer Auffassung muss die Polizei stets als Sieger aus einem Konflikt hervorgehen, der möglicherweise erst durch ihr Auftreten und die Art und Weise der Bearbeitung zum Null-Summen-Konflikt wird. Indem die Polizist_innen *va* besser als ihre Gegner sein wollen, erkennen sie das Regelwerk des *more of the same* an und dem dient folgerichtig die körperliche und technische Aufrüstung. Dass sie damit zum ausführenden Organ der autoritären Variante des staatlichen Gewaltanspruchs werden, können sie aus dieser Haltung heraus nicht erkennen.

Der Krieger kämpft ohne direkte Verbindung mit den Nutznießer_innen seines Einsatzes, an einer Front gegen das Böse. Dieses Böse hat eine Gestalt und er kennt seine Gegner_innen in jeder Hinsicht besser als diejenigen, die er schützen soll, denn mit den Gegner_innen ist er in Kontakt, während die Normalbürger_innen nur angedeutet und ohne Gestalt bleibt.

5. „Aggressive masculinity“ und moderne Polizeiarbeit

Ich habe mit dem Kriegertypus eine Männlichkeitsform vorgestellt, von der ich denke, dass sie nach wie vor hegemoniale Wirkung hat. Auf den ersten Blick widerspricht die Krieger-Männlichkeit deutlich dem Image, das die Polizei lange Zeit von sich vermittelt hat. Gleichwohl ist sie funktional erforderlich: Die Selbstdarstellung der Polizei als Freund-und-Helfer bzw als Dienstleisterin, die nicht mehr als Vertreterin der Staatsgewalt auftritt, sondern einen Service für die Gesellschaft anbietet, lebt implizit davon, dass es eine Anzahl von Kriegermännlichkeiten gibt, die den unfreundlicheren Part der Polizeiarbeit weiterhin zu übernehmen bereit sind. Dieser Befund galt insb für die Zeit, in der große gesellschaftliche Konflikte verebten waren und *Nine-eleven* noch nicht geschehen war. In der darauf folgenden Zeit, der Zeit zunehmender Gefahr durch internationalen Terrorismus und dessen Bekämpfung, bildeten sich sukzessive neue Konfliktdimensionen heraus, bis hin zu den Anschlägen in Paris am 13.11.2015, die sich von vorangegangenen Attentaten vornehmlich darin unterschieden, dass erstmals schwer bewaffnete Täter an mehreren Stellen der Stadt auftauchten. Danach registrierte man in mehreren europäischen Ländern eine offensive Aufrüstung der Polizei, die bis heute anhält (vgl Kirsch, 2017). Diese gesellschaftliche Atmosphäre erzeugt kollektive Angst, Angst erzeugt Feindbilder und Kriegsphantasien, und die Zivilgesellschaft verlangt nach mächtigen Interventionen. Das ist die Zeit, in der Kriegermännlichkeiten sich nicht mehr bedeckt halten müssen, sondern offen auftreten können, weil Angst Heroismus ermöglicht, und die Kriegermännlichkeit eine heroische Männlichkeit ist.⁹

Die mit der Kriegermetapher verbundene aggressionsbereite Haltung wirkt sich in Abstufungen auf alle Polizeiangehörige aus. Die kriegerische Haltung muss gar nicht in Vollendung von jedem angeeignet werden, um ihre kulturelle Wirkung zu entfalten. Im Gegenteil: je häufiger sie auftritt bzw je stärker sie ausgeprägt ist (und je mehr sie sich dem Idealtypus nähert), umso suspekter wird sie der Polizeiführung und umso mehr wirken sie für die Alltagsarbeit der Organisation kontraproduktiv. Einige aggressive Anteile benötigt aber jeder Polizist und jede Polizistin. Dies gilt in gleicher Weise für die Organisation: Wenn auch die Polizei keine Kriegoorganisation ist, so verfügt sie dennoch über deutliche kriegerische Anteile, die auch jederzeit aktivierbar sind.

Die Frage, ob aggressive Männlichkeit in der Polizei selbst erst erzeugt oder lediglich kultiviert oder ausgenutzt wird, ist für mich nicht eindeutig zu beantworten. Bei der Variationsbreite der real existierenden Persönlichkeitstypen ist jedoch eine lineare Beziehung zwischen aggressiver Männlichkeit und Polizei sicher nicht anzunehmen. Andererseits ist eine eindeutige Entwicklung hin zu stärker „domestizierten“ Formen von Männlichkeit ebenfalls nicht zu diagnostizieren. Denn immerhin bilden sich innerhalb einer allgemeinen Tendenz zu größerer Permissivität in der Polizei aktuell wieder Praktiken heraus, die in bestimmten Organisationsteilen zu einer besonderen Betonung von Diszi-

9 Zum Konzept des Heroismus in der Polizei vgl *Wagener* (2012).

plin und Krieger-Männlichkeit führen. Die Ereignisse rund um den G20-Gipfel in Hamburg haben etwa gezeigt, wie schnell eine sich selbst gern als „Bürger-Polizei“ attribuierende Polizei wieder zur staatlichen Streitmacht werden kann. Angesichts der wahrgenommenen Bedrohung durch den internationalen Terrorismus und die damit einhergehende polizeiliche Aufrüstung hat die Institution wieder einen erhöhten Bedarf an einer *kriegerischen* (bzw aggressiven) *Männlichkeit*. In diesem gesellschaftlichen Klima haben es pazifizierende *Schutzmänner* und *Polizistinnen* schwerer als aggressionsbereite *Krieger*. Diese lassen sich leichter zu „Helden“ stilisieren, die sich im Kampf opfern. Die gesellschaftliche „Lust auf Helden“ ist immer ein Zeichen von Militarisation gewesen. Komplementär dazu spüre ich auch in der Polizei zunehmend ein Klima, das Helden erzeugt. Wahrscheinlich wird man bald nicht mehr affirmativ von der serviceorientierten „Bürgerpolizei“ als dem kulturellem Leitbild der Polizei sprechen (Dübbers, 2015), sondern wieder stärker die Sicherheitsleistung und den Kampf der Polizei in den Vordergrund stellen. Bislang bin ich davon ausgegangen, dass die Polizei keine Anziehungskraft für besonders gewaltaffine Menschen hat und auch nicht der strukturelle Ort für Menschen mit auffällig „autoritärem Charakter“. Die psychologischen Eignungsverfahren der Polizei sind geradezu darauf ausgerichtet, Menschen mit einer erhöhten aggressiven Neigung und Gewaltlust auszuschließen. Mittlerweile setzt sich die Meinung durch, dass besonders autoritätssuchende Menschen ebenso wenig gefördert werden wie Menschen, die zeigen, dass sie gern Gewalt ausüben bzw andere dominieren wollen. Das gilt mindestens für die Phase der Einstellung. Natürlich verändert die Praxis viele junge Polizeibeamt_innen. Wenn also eine gewaltaffine Persönlichkeitsstruktur ausdrücklich nicht erwünscht ist, so ist gleichwohl nicht zu übersehen, dass seit geraumer Zeit die gewalthaltigen Aspekte der Polizeiarbeit wieder stärker in den Vordergrund rücken und, ganz im Sinne eines politisch-publizistischen Verstärkerkreislaufs (Scheerer, 1978), immer intensiver thematisiert werden, im Wesentlichen über das Thema „Polizeibeamt_innen als Opfer von Gewalt“ (vgl Behr, 2015). In jüngster Zeit wird die öffentliche Debatte über die Bedrohung der Sicherheit durch IS-Terrorismus dominiert, in deren Verlauf die Polizei eine exorbitante Aufwertung an Wertschätzung erfuhr und in jeder Hinsicht (also auf die Ausstattung bezogen, personell, finanziell, rechtlich) expandieren konnte, ohne – zumindest im bundesdeutschen Kontext – dafür nennenswert kritisiert oder beschränkt zu werden.¹⁰ Die Polizei ist in diesem Prozess zwar nicht alleiniger Motor, aber sie verhält sich komplementär zur gesellschaftlichen und politischen Stimmung der Angst mit einer mentalen wie apparativen Aufrüstung.¹¹ Die Vorstellung von einer Polizei als kundenorientierter Dienstleistungsorganisation in einer multikulturellen Gesellschaft hat im Moment jedenfalls keine Konjunktur. Der Schutzmann ist aktuell in der Defensive, die

10 Vgl *Landwehr*, Zu den Waffen“, www.zeit.de/wissen/2016-12/innere-sicherheit-terroranschlaege-polizei-bundeswehr-ueberwachung/komplettansicht (12.03.17).

11 Vgl *NDR*, Anti-Terror-Kampf: Hamburgs Polizei rüstet auf, www.ndr.de/nachrichten/hamburg/Neue-Sturmgewehrfuer-Hamburger-Polizei,polizei4066.html (14.11.16).

polizeiliche Bühne betritt nun wieder der Krieger, gern auch als Held im „Kampf gegen das Böse“. Was das mit der vergeschlechtlichten Kultur der Polizei machen wird, bleibt abzuwarten. Sicher werden aber andere Männer am Polizeiberuf interessiert sein als in den 90er Jahren.

■Titel■ Rafael Behr ist Professor für Polizeiwissenschaften mit den Schwerpunkten Kriminologie und Soziologie der Akademie der Polizei Hamburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind ua Empirische Polizeiforschung, Devianzforschung und soziale Kontrolle; rafael.behr@web.de

Literatur

Alpert, G./Dunham, R. (2004). *Understanding Police Use Of Force. Officers, Supects, and Reciprocity*, Cambridge, University Press.

Behr, R. (2016). Diskriminierung durch Polizeibehörden, in: Scherr, A./ El-Mafaalani, A./Gökçen Yüksel, E. (Hrsg.) *Handbuch Diskriminierung*, Wiesbaden, Springer Fachmedien, DOI:10.1007/978-3-658-11119-9_23-2, S. 1-19.

Behr, R. (2016). Diversität und Polizei. Eine polizeiwissenschaftliche Perspektive, in: Genkova, P. / Ringeisen, T. (Hrsg) *Handbuch Diversity Kompetenz: Perspektiven und Anwendungsfelder*, Springer NachschlageWissen, URL: <http://link.springer.com/referencework/10.1007%2F978-3-658-08003-7> (18.04.16).

Behr, R. (2015). „Entscheidend ist, was jeder als Gewalt empfindet“. Die Rolle der Polizeigewerkschaften bei der Konstruktion von Risiken – eine nicht ganz unpersönliche Skizze aus der Polizeikulturforschung, in: Dollinger, B./ Groenemeyer, A. / Rzepka, D. (Hrsg) *Devianz als Risiko. Neue Perspektiven des Umgangs mit abweichendem Verhalten, Delinquenz und sozialer Auffälligkeit*, Weinheim, Belz-Verlag, S. 202-221.

Behr, R. (2010a). Licht und Schatten: Diversität für die Polizei, in: Hunold, D./Klimke, D./ Behr, R./ Lautmann, R. (Hrsg) *Fremde als Ordnungshüter? Die Polizei in der Zuwanderungsgesellschaft Deutschland*, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 145-156.

Behr, R. (2010b). Intimität oder Abschottung – warum Polizisten am liebsten unter sich sind. Ein Essay zu den Ambivalenzen im polizeilichen Selbstverständnis, in: Groß, H./Bornewasser, M./Frevel, B./ Liebl, K./ Ohlemacher, Th./Schmidt, P. (Hrsg) *Polizei – Polizist – Polizieren? Überlegungen zur Polizeiforschung*. Festschrift für Hans-Joachim Asmus. Frankfurt a. M., Verlag für Polizeiwissenschaft, S. 59-73.

Behr, R. (2009). Warum Polizisten oft schweigen, wenn sie reden sollten. Ein Essay zur Frage des Korpsgeistes in der deutschen Polizei, in: Feltes, Th (Hrsg) *Neue Wege, neue Ziele. Polizieren und Polizeiwissenschaft im Diskurs*. Frankfurt/M., Verlag für Polizeiwissenschaft, S. 21-44.

Behr, R. (2008). *Cop Culture – Der Alltag des Gewaltmonopols. Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei*, 2. Auflage, Wiesbaden, Verlag Springer VS.

Behr, R. (2006). *Polizeikultur. Routinen –Rituale – Reflexionen. Bausteine zu einer Theorie der Praxis der Polizei*, Wiesbaden, Verlag Springer VS.

Connell, R. (2015). *Der gemachte Mann*, 4. Auflage, Wiesbaden, Verlag Springer VS.

Dübbers, C. (2015). *Von der Staats- zur Bürgerpolizei? – empirische Studien zur Kultur der Polizei im Wandel*, Frankfurt/M., Verlag für Polizeiwissenschaft.

Erikson, E. H. (2003). *Identität und Lebenszyklus*, Sonderausgabe zum 30jährigen Bestehen der Reihe Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt/M., Verlag Suhrkamp.

Hunold, D. (2015). *Polizei im Revier – Polizeiliche Handlungspraxis gegenüber Jugendlichen in der multiethnischen Stadt*, Schriftenreihe des May-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht, Band K 168, Berlin, Duncker&Humblot.

Kersten, J. (1997). Risiken und Nebenwirkungen: Gewaltorientierungen und die Bewerkstelligung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ bei Jugendlichen der underclass, in: *Kriminologisches Journal*, 6. Beiheft 1997, S. 103-114.

Kersten, J. (1997a). *Gewalt und (Ge)schlecht*, Berlin, de Gruyter.

Kirsch, M. (2017): Militarisierung der Polizei – Massive Aufrüstung im Namen der Terrorabwehr, in: Informationsstelle Militarisierung e.V. (Hrsg). *IMI-Studie Nr. 5/2017*, www.imi-online.de/download/IMI-Studie2017-5-Polizei-web.pdf (12.10.17).

Manning, P. K. (1997): *Police Work. The Social Organization of Policing*, Illinois, Waveland Press (zuerst 1977).

Meuser, M. (1999). Gewalt, hegemoniale Männlichkeit und „doing masculinity“, in: *Kriminologisches Journal*, 7. Beiheft 1999, S. 49-65.

Scheerer, S. (1978): Der politisch-publizistische Verstärkerkreislauf. Zur Beeinflussung der Massenmedien im Prozeß strafrechtlicher Sozialkontrolle. In: *Kriminologisches Journal* 3/1978, S. 223-227.

Steinert, H. (1997a). Schwache Patriarchen – gewalttätige Krieger, in: Kersten, J./ Steinert, H. (1997) (Hrsg). *Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie* '96, Baden-Baden, Nomos, S. 121-157.

Sytschjow, G. (2016). „Was der Körper sagt“. *Nonverbale Kommunikation von Schutzpolizistinnen und Schutzpolizisten im Einsatz*, Frankfurt/M., Verlag für Polizeiwissenschaft.

Wagener, U. (2012). Heroismus als moralische Ressource rechtserhaltender Gewalt? Ethische Reflexionen zu heroischen und postheroischen Elementen in der polizeilichen Organisationskultur, in: Meireis, Th. (Hrsg): *Gewalt und Gewalten. Zur Ausübung, Legitimität und Ambivalenz rechtserhaltender Gewalt*, Tübingen, Mohr Siebeck, S. 133-160.